

Ingrid Baumgärtner

Das Reich der Stauer: Endzeiterwartung und Untergang im Urteil von Zeitgenossen und Historikern

In seinem Roman »Mann aus Apulien« beschreibt Horst Stern anschaulich die Ausdehnung des staufischen Reiches am Höhepunkt seiner Macht unter Kaiser Friedrich II., und zwar aus der Perspektive eines Adlers, dem staufische Familien- und römische Kaisertradition verbindenden Wappentier von Kaiser und Reich, und mit dem raffinierten Stilmittel der gleichnishaften Projektion der Gestalt Friedrichs auf sein Herrschaftsgebiet: »Herr Friedrich liegt tief unter mir rücklings auf dem Imperium. (...) Seine Füße mit den goldenen Sporen an den rehbestickten Stiefeln traktieren Worms. Seine Unterschenkel im Beinkleid aus byzantinischer Seide beschweren Bayern und Burgund. Unter seinen angehobenen Knien ziehen sich die Alpen hindurch (...). Die von tausend langen Ritten gestählten Oberschenkel (...) pressen das lombardische Reichsitalien, Mailand und Parma vor allem (...). Sein Gesäß lastet auf der von ihm abgefallenen Stadt Viterbo, zu deren Zerstörung, so hat er rachsüchtig geschworen, er sogar einen schon ins Paradies gesetzten Fuß noch einmal zurückziehen würde. Sein Kreuz umwölbt drohend das Patrimonium Petri; könnte er, so machte er Rom zu einer Kloake. Die Schultern hat Herr Friedrich zwischen die ihm freundlich gesinnten Städte Andria am Adriatischen und Salerno am Tyrrhenischen Meer gebettet, sein Haupt auf das waldige Kissen seiner geliebten Provinz Basilicata. Im unruhigen Werfen des Kopfes (...) gehen Herrn Friedrichs Blicke sorgenvoll zwischen seinen beiden Sizilien, der Insel und den Festlandprovinzen, hin und her: Was soll ohne ihn aus dem mütterlichen Erbe werden?«¹

Diese Sicht eines rückblickenden Historikers verbindet auf das Trefflichste die Beschreibung der großräumigen Ausdehnung des

mächtigen staufischen Reiches in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vom Herzogtum Sachsen im Norden bis zum Königreich Sizilien im Süden mit dem Wissen um seinen bevorstehenden Zusammenbruch. Denn schon bald sollte das Königreich Sizilien wieder vom Deutschen Reich getrennt und damit die beachtliche Machtstellung des Heiligen Römischen Reiches im Mittelmeerraum deutlich reduziert werden.

Im Gegensatz zu den langlebigen Weltreichen (wie dem Römischen Reich und Byzanz) war das Reich der Staufer ein relativ kurzlebiges Gebilde, das an ein einziges Herrschergeschlecht gebunden war und gleichsam als ein kurzer Abschnitt des mittelalterlichen Römischen Reiches von ungefähr der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts andauerte. Allein aus diesen formalen Gründen ist es fraglich, ob das Ende des Stauferreiches überhaupt als der »Untergang eines Reiches« im klassischen Sinne bezeichnet werden kann. Die Geschichtsschreibung nahm in Vergangenheit und Gegenwart unterschiedlich Stellung zu diesem Problem.

Handelte es sich also überhaupt um den Untergang eines Reiches? Oder war es vielleicht nur der Untergang eines Herrschers und seines Geschlechts, der aus Schwaben stammenden Hohenstaufen? Und wie beurteilten anfangs die Zeitgenossen und später die Historiker die damit verbundenen Ereignisse? Im folgenden ist der Zusammenbruch der staufischen Herrschaft unter vier Aspekten näher zu beleuchten: I. Wie vollzogen sich Aufstieg und Zerfall staufischer Herrschaft? II. Welche Faktoren trugen zum schnellen Niedergang bei? III. Wie bewerteten Zeitgenossen und mittelalterliche Geschichtsschreiber diesen »Untergang«? IV. Welche Urteile fällten Historiker vom 19. Jahrhundert bis heute? Ziel der folgenden Ausführungen ist es aufzuzeigen, wie sich das Bild vom »Untergang« der Staufer im Laufe der Jahrhunderte mehrmals einschneidend veränderte.

I. Aufstieg und Zerfall staufischer Macht

Die Geschichte vom Aufstieg des Staufferreiches ist schnell umrissen: Mit der Wahl Konrads III. zum König (1138) herrschte der erste Staufer über das Deutsche Reich. Nachfolger im Königsamt wurde 1152 sein Neffe Friedrich Barbarossa, dessen Herrschaftsprogramm – knapp formuliert – auf die Wiederherstellung des Reiches in seiner alten Größe abzielte. Gemeint war damit, im Anklang an den römischen Weltherrschaftsgedanken, die effektive Befehlsgewalt über die drei Königreiche Deutschland (*Regnum teutonicum*), Burgund (*Regnum Burgundiae*) und Reichsitalien (*Regnum Italiae*). Von den deutschen Fürsten war Barbarossa zum König gewählt worden. Burgund (speziell Hochburgund und die Provence) konnte er 1156 durch Heirat mit Beatrix, der Erbin der Freigrafschaft Burgund, sichern, um später (1178) auch dort die Königskrone zu erlangen. Seine Bemühungen als Kaiser (seit 1155) richteten sich deshalb auf Reichsitalien. Dort war sowohl der Widerstand der wirtschaftlich prosperierenden Lombardenstädte zu brechen als auch die südliche Reichsgrenze gegen den expansiven Kirchenstaat zu schützen.

Die großräumige Verbindung des Deutschen Reiches mit dem Königreich Sizilien erfolgte über eine Heiratsverbindung, nämlich die 1186 in Mailand geschlossene Ehe zwischen Heinrich VI., Sohn Friedrich Barbarossas und staufischem Thronfolger, und Konstanze, Erbante des kurz darauf unerwartet verstorbenen sizilischen Königs Wilhelm II. Die daraus resultierende Vereinigung zwischen dem *Imperium Romanum* und dem Königreich Sizilien (1189, realisiert 1194) stieß aufgrund des damit verbundenen Machtzuwachses des staufischen Hauses sowohl beim Papsttum als auch bei den deutschen Fürsten auf einen beträchtlichen Widerstand. In der Folgezeit sollte diese Konstellation zur äußersten Konfrontation zwischen Kaisertum und Papsttum auf italienischem Boden führen; der Konflikt kulminierte unter Friedrich II., dem einzigen Sohn dieses Herrscherpaares.

Auch der Niedergang lässt sich, reduziert auf das Aussterben des staufischen Geschlechts, trotz der zahlreichen Nachkommen Friedrichs II. (nach unseren Kenntnissen vermutlich 16 Kinder von immerhin zwölf Frauen) rasch skizzieren: Kaiser Friedrich II. starb 1250 nach mehreren mißlungenen Mordanschlägen eines natürlichen Todes und

hinterließ ein bereits zu seinen Lebzeiten vielfach gefährdetes Staatswesen. Sein ältester Sohn, König Heinrich (VII.), galt nach einem tiefen Zerwürfnis mit dem Vater als Staatsverräter und war bereits 1242 auf dem Weg von einem kalabrischen Kerker in den anderen verunglückt. Der zweite Sohn, der letzte staufische König in Deutschland, Konrad IV. (1237/1250–1254), starb bei dem Versuch, das sizilische Erbe anzutreten, überraschend früh für die in ihn gesetzten Erwartungen. Danach erhoben die deutschen Fürsten keinen Staufer mehr zum König. Friedrich von Antiochien, ein unehelicher Sohn Friedrichs II., Generalvikar von Ancona und der Toscana, starb 1256. Manfred, ein weiterer unehelicher Sohn Friedrichs II., wurde zwar zunächst als Regent und seit 1258 als König umstrittener Nachfolger seines Vaters im Königreich Sizilien, aber er fiel in der Entscheidungsschlacht bei Benevent (1266) gegen Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, den gegnerische Kräfte ins Land gerufen hatten. Der sogenannte letzte Staufer, der blondgelockte Jüngling Konradin, Sohn Konrads IV., unterlag zwei Jahre später bei Tagliacozzo demselben Karl von Anjou, der ihn, den erst Sechzehnjährigen, bekanntlich auf dem Marktplatz von Neapel in einem öffentlichen Spektakel enthaupten ließ. Und Friedrichs unehelicher Sohn Enzo, Liebling des Vaters und seit 1238 König von Sardinien, war bereits 1249 in die Hände der feindlichen Bologneser gefallen, die ihn, den romantisch verklärten Sänger und Dichter, bis zu seinem Tode im Jahre 1272 insgesamt 23 Jahre gefangenhielten. Er durchlebte hier – wie es Ernst Kantorowicz, der große Biograph Friedrichs II., so eindringlich formulierte – in seinen Kerkermauern »den ganzen grauenhaften Untergang des staufischen Caesarenhauses«².

Es war das tragische und schnelle Ende einer Familie, deren systematische Ausrottung auch nicht vor den Frauen und unmündigen Kindern haltmachte, die – wie Helena von Epirus, die zweite Gattin Manfreds, und deren vier Kinder – die langjährige Kerkerhaft der Anjou entweder nicht überlebten (der Primogenitus Heinrich starb erst 1318 im Kerker von Castel dell'Uovo in Neapel) oder nach ihrer Freilassung zumeist ruhmlos endeten. Während die staufischen Töchter (wie Beatrix, die Tochter Manfreds) immerhin auf Gnade hoffen konnten oder bereits – wie fast alle weiblichen Nachkommen Friedrichs II. – mehr oder weniger den Schutz ihrer nicht selten auf das

Staufererbe spekulierenden Ehemänner und deren Familien genossen, wurden mögliche Thronprätendenten erbarmungslos bis an ihr Lebensende verfolgt. Es war wie das plötzliche Zusammenfallen eines Kartenhauses, dessen Stabilität mit dem Verlust einer einzigen Karte verlorengeht; und diese Karte war Friedrich II., der Kaiser, der es wie kein anderer verstanden hatte, seine Zeitgenossen zu faszinieren und gleichzeitig zu polarisieren.

Doch der biologische Zufall allein bewirkte wohl kaum die Auslöschung des geschichtsmächtigen Geschlechts. Welche weiteren Gründe lassen sich für die rasche Beseitigung der staufischen Herrschaft anführen? Warum die systematische Verfolgung? Zu fragen ist nach langfristigen Ursachen und Faktoren, die den schnellen Zerfall staufischer Macht begünstigten.

II. Ursachen und Faktoren des Niedergangs

Im Römischen Reich markiert der Tod König Konrads IV. das Ende der Stauferherrschaft. Vielfältige Schwierigkeiten waren diesem Ende vorausgegangen, so daß gar nicht daran zu denken war, Konrads zweijährigen Sohn Konradin, damals ohnedies umstrittener Herzog von Schwaben, seinem Vater im Königtum nachfolgen zu lassen. Die wichtigsten politischen Zusammenhänge sollen im folgenden knapp resümiert werden.

Ein zentraler Punkt langwieriger Auseinandersetzungen war neben dem immer wieder aufflackernden Streit zwischen Stauern und Welfen, einer Konstanten der staufischen Geschichte, die hier nicht eingehender erörtert werden kann, die neue Verbindung des Reichs mit Sizilien; sie war eine schwerwiegende Besonderheit des staufischen Großreichs. Sie führte, da die hochmittelalterliche Herrschaftspraxis die kontinuierliche Präsenz des Herrschers erforderte, nach Meinung zahlreicher Historiker zwangsläufig zur Vernachlässigung königlicher Pflichten in Deutschland. Zugleich entzündeten sich an den wachsenden Herrschaftsansprüchen, die mit dem Ausgreifen nach Süditalien verknüpft waren, die Widerstände einiger einflußreicher Gruppierungen. Zu nennen sind die deutschen Fürsten, das Papsttum, die norditalienischen Städte und einige angrenzende europäische Mächte.

Die oppositionelle Haltung der deutschen Fürsten offenbarte sich, zweifellos vorbereitet durch den staufisch-welfischen Gegensatz, vielleicht am deutlichsten bei der Ablehnung des Erbreichsplanes, mit dem Heinrich VI. die Nachfolge seines damals noch nicht einmal zweijährigen Sohnes in Deutschland und Italien sichern wollte. Es folgte die Doppelwahl von 1198, bei der sowohl der Stauer Philipp von Schwaben, ein Onkel Friedrichs II., als auch der Welfe Otto IV., Sohn Herzog Heinrichs des Löwen, zu Königsehren kamen. Ergebnis war der staufisch-welfische Thronstreit, bei dem Papst Innozenz III. den welfischen Kandidaten mit großem Engagement unterstützte. Auch wenn letztlich Friedrich II. als lachender Dritter den Streit für sich entscheiden und dank seiner packenden Persönlichkeit die angeschlagene Stauerherrschaft noch einmal retten konnte, konzentrierte er seine Bemühungen doch ganz auf Italien. Die Herrschaft in Deutschland delegierte er, zumindest zeitweise, an seinen Sohn Heinrich (VII.). Die nachfolgenden Stauer, König Konrad IV. und sein Sohn Konradin, starben schon beim Vorstoß, ihr sizilisches Erbreich in Besitz zu nehmen.

Die Schwierigkeiten mit dem Papsttum, welche die Ambitionen der Stauer in Italien von Anfang an begleiteten, lassen sich auf das verständliche Interesse der Päpste zurückführen, ihren Herrschaftsraum in Mittelitalien zu festigen. Eine feste Verbindung zwischen dem Römischen Reich und dem sizilischen Königtum konnten die zunehmend auf universale Geltung bedachten Päpste nicht tolerieren. Die Auseinandersetzungen eskalierten unter Friedrich II., es kam zum offenen Bruch mit Gregor IX. und zur zweiten unwiderruflichen Exkommunikation des Kaisers (1239). Der folgende »Endkampf der Kurie gegen den Kaiser«, fortgesetzt von Innozenz IV. insbesondere auf dem berühmten Konzil von Lyon (1245), polarisierte die beidseitigen Anhänger. Die Loyalität deutscher Fürsten, insbesondere des von der Amtsenthebung bedrohten hohen Klerus, war in Gefahr, der zunehmende Abfall vom Kaiser führte in weiten Teilen zur praktischen Unregierbarkeit des Landes. Die auf Betreiben des Papstes gewählten Gegenkönige, der thüringische Landgraf Heinrich Raspe (1246–1247) und Graf Wilhelm von Holland (1247–1256), gefährdeten und übernahmen partiell die staufische Herrschaft.

Eine entscheidende Rolle spielte selbstverständlich auch die Gesin-

nung der norditalienischen Städte, deren kommunalem Unabhängigkeitsstreben die Staufer nur traditionelle Ordnungsvorstellungen und mangelnde Kompromißbereitschaft entgegenstellten. Die bereits von Barbarossa stark unterschätzten Städte setzten sich, von der kaiserlichen Kanzlei zu Aufständischen und Rebellen hochstilisiert, auch gegen seinen Enkel erfolgreich zur Wehr. Die verwickelte Kriegführung in Norditalien verschlang nicht nur die aus dem reichen Sizilien herausgepreßten Gelder, sondern vergeudete auch die enorm hohe Wirtschaftskraft der blühenden Metropolen. Sei es nun der langsame Niedergang kaiserlicher Gewalt nach dem großen Sieg von Cortenuova (1237), der schmerzhafteste Verlust Parmas (1247), der praktische Einfluß der päpstlichen Familie Fieschi oder – weniger überzeugend – die messianische Spannung unter dem Stadtvolk, die nach Ferdinando Bernini den staufischen Ruin vorbereiteten, es war im Grunde ein verzweifelter Kampf konkurrierender Sozialsysteme, bei dem die Bewertung des staufischen Verhaltens (als staatsmännisch oder reaktionär) auch heute noch vom politischen Bewußtsein und der nationalen Perspektive abhängig ist.

Zu erinnern ist ferner an den nachfolgenden Eingriff europäischer Mächte in Italien und Deutschland. Das staufische Reich wurde zum Tummelplatz der europäischen Konkurrenz. Der willig herbeigeeilte Karl von Anjou eroberte mit päpstlicher Zustimmung Süditalien, die deutsche Doppelwahl von 1257 führte zur Katastrophe des Interregnums mit zwei landfremden Nominalkönigen, nämlich Richard von Cornwall, Bruder des englischen Königs, und Alfons dem Weisen, König von Kastilien. Das Wahlrecht der deutschen Fürsten hatte sich gegen die dynastischen Ambitionen durchgesetzt. Ergebnis war ein politisches Trümmerfeld, die sozusagen »schreckliche kaiserlose Zeit«.

Natürlich können weitere Gründe für das Scheitern der Staufer angeführt werden. Zu denken wäre an den zweifellos ungünstigen Zeitpunkt des Todes Friedrichs II., als gerade wieder Hoffnung aufkeimte, an die mangelnde Durchsetzungsfähigkeit der Erben, denen das Glück im Kampf einfach fehlte, oder – grundsätzlicher – an einen Wandel von Idee und Bedeutung des Kaisertums, dessen Weltherrschaftsanspruch faktisch nicht durchsetzbar war, so daß es vorübergehend in ein Vakuum mündete. Sehr viel wichtiger erscheint mir aber die Frage, was dieses klar faßbare und leicht erklärbare Ende einer Dynastie und

deren Herrschaftsperiode zum erschütternden »Untergang« machte. Welche Stilisierungen wurden hier im Laufe der Zeit wirksam, und welche Argumente wurden aufgegriffen? Wie wurde der von uns heute leicht begreifliche Auflösungsprozeß von Zeitgenossen und Historikern wahrgenommen? Zu fragen ist also nach den Interpretationen des bisher knapp skizzierten Bildes. Ausgewählte Zeitgenossen, mittelalterliche Geschichtsschreiber nachfolgender Generationen und Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts sollen im folgenden kurz zu Wort kommen.

III. Die Urteile von Zeitgenossen und mittelalterlichen Geschichtsschreibern

Einen wichtigen Ausgangspunkt für zeitgenössische Urteile bildeten die Selbststilisierungen der Staufer, die vielfach aufgenommen und unterschiedlich verarbeitet wurden. Hatten bereits Barbarossa und seine Berater das Wesen des Reiches in ihren Vorstellungen sakralisiert (ausgedrückt im Begriff *sacrum Romanum imperium*) und die Würde des Kaisertums durch die Rückführung auf antike Grundlagen überhöht, so verstand sich der propagandistisch begabte Enkel erst recht als Stellvertreter Gottes auf Erden und gottesunmittelbarer Herrscher, als Herr und Wandler der Welt, als oberster Gesetzgeber, als Wahrer des Friedens und als letzter Kaiser der Weltgeschichte.

Dieses gesteigerte Selbstbewußtsein manifestierte sich in ganz besonderer Weise nach der Rückkehr vom Kreuzzug im Jahre 1229. Aus diesem Jahr stammt beispielsweise das viel diskutierte Relief an der Kanzel der Kathedrale von Bitonto bei Bari. Die zufällig überlieferte Predigt eines Klerikers namens Nicolaus verrät uns als eine Art Anleitung zum Verständnis der Darstellung, daß hier die Staufer als Endkaisergeschlecht in Form eines Jessebaumes abgebildet sind. Und dies war kein Zufall. Auf dem Kreuzzug von 1228/29 verstärkte sich zweifellos die Sakralisierung der staufischen Herrschaft, sei es mit der auf Jerusalem bezogenen Idee des Davidkönigtums oder dem erstmals faßbaren Nimbus der Gottesunmittelbarkeit. Gleichzeitig übertrugen die offiziellen, rhetorisch geschickt formulierten Schriftstücke der Kanzlei ausgewählte Worte aus Bibel und Liturgie auf die Person des

Kaisers, dem dadurch eine gleichsam christusähnliche, messianische Stellung zugeschrieben wurde.

Den Kreuzzug ins Heilige Land hatte zudem eine Welle eschatologischer Erregung begleitet, denn der Glaube an einen Endkaiser war seit langem mit Jerusalem verbunden. Dieser letzte mächtige Kaiser sollte Juden und Heiden bekehren, die wilden Völker Gog und Magog besiegen und dann Krone und Szepter auf dem Berg Golgatha niederlegen. Dies galt als Zeichen für das Ende des *imperium romanum*, des letzten in der Kette der vier im Alten Testament von Daniel (2, 31–45) prophezeiten Weltreiche, und für den Beginn eines tausendjährigen Friedensreiches. Nach jüdischer Zeitrechnung entsprach das Jahr 1240 obendrein dem Jahre 5000, für das viele Rabbiner den Messias erwarteten.

Im Hintergrund stand das Geschichtsbild des kalabresischen Abtes Joachim von Fiore (1135–1202), des im biblischen Sinne wirkenden Propheten, dessen Lehren sich rasch verbreitet hatten. Kern von Joachims Gedankengebäude war die Unterteilung der Geschichte in drei Perioden, bezeichnet als *status*: die Zeit des Vaters, also die Epoche des Alten Testaments bis zur Geburt Christi, die Zeit des Sohnes, beginnend mit dem Neuen Testament und bis in die Gegenwart Joachims reichend, und die Zeit des Heiligen Geistes mit der vermehrten Gnade und der unmittelbaren Erkenntnis der göttlichen Wahrheit auf Erden. Die Dauer des zweiten Zeitalters sollte nach den Berechnungen Joachims genau 42 Generationen umfassen, die mit Ausnahme der letzten beiden Generationen, die länger währen konnten, jeweils konstant auf 30 Jahre festgesetzt waren. Konkret konnte nach diesem Schema also bis zum Jahr 1200 gerechnet werden. Die Länge der letzten beiden sich anschließenden Generationen war jedoch vollkommen unbestimmt, so daß eine genaue Berechnung des Beginns des mit den Freuden des Himmlischen Jerusalems angefüllten Zeitalters des Heiligen Geistes, das im Mittelpunkt der joachimitischen Geschichtsdeutung stand, unmöglich war. Die Ankunft eines ersten Antichristen sollte dieses dritte glückliche Zeitalter einleiten, ihn würde eine nicht genauer bezeichnete Persönlichkeit der Kirche besiegen.

Sowohl in päpstlichen als auch in kaiserlichen Kreisen gab es Anhänger dieser übrigens von kirchlicher Seite mehrmals überprüften, aber nie als häretisch verurteilten Lehre. Im Zuge der wachsenden

Auseinandersetzungen mit dem Papsttum konnte nun Friedrich entweder zum Vorläufer des Antichristen oder zum letzten, heiß ersehnten, Gerechtigkeit und Frieden bringenden Messias-kaiser hochstilisiert werden. Dieser Gedanke dürfte für Zeitgenossen keinesfalls abwegig gewesen sein, zumal Friedrich selbst ihn zweifellos förderte. Immerhin identifizierte ein anonym tradierter Jeremias-Kommentar, der erst um 1240 entstand und fälschlich unter Joachims Namen Verbreitung fand, den Antichristen eindeutig mit Friedrich II. Die Betroffenheit der Zeitgenossen hatte offensichtlich polarisierende Wirkung; Anhänger und Gegner spannten Friedrich noch zu Lebzeiten in eschatologische Vorstellungsräume ein.

Einen zusätzlichen Ansatzpunkt für vermehrte Spekulationen um Endzeiterwartung und Weltenende bildete der unerwartete Einfall der Mongolen. Wie apokalyptische Heerscharen griffen die Tataren an, schlugen am 9. April 1241 bei Liegnitz ein polnisches Heer vernichtend und verwüsteten Ungarn. Interessant ist, wie die Zeitgenossen diesen erschreckenden Vorfall in Verbindung mit dem Kaiser und seinen politischen Schwierigkeiten bewerteten. In der französischen Reimchronik des Philippe Mousket lesen wir beispielsweise die Beschuldigung: »Und es wurde durch die Welt berichtet, daß der Kaiser Friedrich durch einen Vertrag die Tataren kommen ließ, um die Christenheit zu vernichten.«³ Etwas vorsichtiger berichtet Matthäus Paris, der 1259 verstorbene englische Historiograph, in seiner *Chronica Maiora*, einer Art Weltchronik: »Es gab nämlich Leute, die sagten, daß der Kaiser diese Pest der Tataren aus freien Stücken angestiftet (...) habe und, auf die Alleinherrschaft über die ganze Welt bedacht, zum Umsturz des Christenglaubens nach dem Vorbilde Luzifers oder des Antichristen mit keckem Ansturm sich verschwöre.«⁴ Der Verdacht, Friedrich habe die Tataren herbeigerufen, um mit ihrer Hilfe seine Macht über die Welt auszubauen und den christlichen Glauben zu vernichten, spielte natürlich auf die Sage an, daß die von Alexander eingeschlossenen tatarischen Völker Gog und Magog zur Zeit des Antichristen hervorkommen und an seiner Seite kämpfen würden.

An die Vorstellungen vom alles verheerenden Antichristen knüpfte Kardinal Rainer von Viterbo, ein unerbittlicher Feind des Kaisers, in anderem Zusammenhang an, als er nach einer von ihm geschürten Erhebung in der vormals kaisertreuen Stadt Viterbo den eiligen An-

marsch des auf Rache sinnenden Friedrichs mit den Worten beschrieb: »Er kam aber auf rotem Roß, um der Erde den Frieden zu nehmen.«⁵ Und der englische Chronist Matthäus Paris nennt die tieferen Gründe für den unweigerlich folgenden endgültigen Verlust Viterbos: »Sein [Friedrichs, d. Verf.] Ansehen war dahin, und es verbreitete sich ein unheilvolles Gerücht, daß er es niemals für der Mühe wert gehalten hatte, dem Gottesdienste beizuwohnen oder zu beten, Geistlichen die gebührende Ehre zu erweisen, wie ein gläubiger Katholik zu denken und zu reden und sich des Umgangs mit sarazenischen Mädchen zu enthalten, ja daß er vielmehr Sarazenen und andere Ungläubige ins Reich gerufen und ihnen erlaubt habe, die festesten Städte zu erbauen.«⁶ Der mangelnde Respekt des seit 1239 erneut Exkommunizierten für die Kirche und der enge Umgang mit den sizilischen Arabern, die ihn als Sarazenengarde bewachten und denen er Lucera als ständigen Wohnsitz im Norden Apuliens an der Grenze zum Kirchenstaat zugewiesen hatte, stimmten die Zeitgenossen nicht nur mißtrauisch, sondern dienten auch als einleuchtende Erklärungen für erlittene Fehlschläge.

Im Lager der kaiserlichen Gegner sollten diese Vorwürfe noch drohender formuliert werden: »Fürst der Tyrannei, Zerstörer der kirchlichen Lehre und Verderber der Geistlichkeit, Umstürzer des Glaubens, Lehrer der Grausamkeit, Erneuerer der Zeiten, Zersplitterer des Erdkreises und Hammer der ganzen Welt!«⁷ Mit diesen unmißverständlichen Ausdrücken bezeichnete der eifrige Agitator und päpstliche Legat Albert Behaim den Kaiser kurz vor dessen Absetzung durch Innozenz IV. auf dem Konzil von Lyon im Juni 1245. In der Retrospektive verweisen all diese Bezeichnungen auf das bevorstehende Verderben, den tiefen Fall. Den Zeitgenossen aber ging es um die Ausdeutung sibyllinischer Weissagungen, um die Prophezeiungen vom schrecklichen Antichristen und vom mythisch überhöhten Endkaiser, und beide waren mit dem Ansehen der herrschenden Dynastie verbunden.

Das Ende des Stauferreiches versuchten erst die Nachgeborenen zu erklären, so zum Beispiel der Chronist Salimbene de Adam, der im ausgehenden 13. Jahrhundert noch unter dem frischen Eindruck von Friedrichs schillernder Persönlichkeit die Schicksalsschläge des Kaisers aufzählte. Der geschwätzig Franziskaner aus Parma war ein entschiedener Gegner des Kaisers. Kurzweilig und boshaft faßte er die so-

genannten »Mißgeschicke«, also die Ursachen für den Zusammenbruch des staufischen Reiches, in seiner wohl zwischen 1281 und 1288 verfaßten Chronik in zehn Punkten zusammen.⁸ Die Mißerfolge waren der Abfall des Sohnes Heinrich (VII.) und dessen Tod im Jahre 1242; die kaiserliche Forderung nach apostolischer Armut von Papst und Kardinälen, welche er übrigens mit dem Geiz und der Habgier des Kaisers erklärt; die Absicht, die Lombarden zu unterwerfen, und das Mißlingen dieses Unternehmens; die Absetzung des Kaisers auf dem Konzil von Lyon mit der öffentlichen Kundgebung der Verfehlungen; die Wahl eines Gegenkönigs zu Friedrichs Lebzeiten; die Erhebung der kaisertreuen Stadt Parma gegen den Kaiser, die Salimbene sogar als die unmittelbare »Ursache des ganzen Sturzes«⁹ betrachtet; die Eroberung der kaiserlichen Stadt Vittoria einschließlich Schatz und Krone durch Parma; die Erhebung von bislang treuen Fürsten und Baronen gegen den Kaiser und deren grausame Bestrafung; die Gefangennahme des Lieblingssohnes Enzo durch die Bolognesen sowie schließlich die im Vergleich zum Kaiser standhaftere Herrschaft des Markgrafen Pallavicini in der Lombardei. Diese treffende Situationsanalyse ergänzte der Chronist zuletzt noch um zwei weitere Gründe: die endgültige Exkommunikation durch Gregor IX. und die Konfiszierung des Königreichs Sizilien. Aber so sehr Salimbene auch den staufischen Kaiser mit spitzen Bemerkungen beschimpfte und kritisierte, bezeichnete er ihn doch nicht als den Antichristen, sondern er sprach mit den Worten der Sibylle, für die Zeitgenossen vielleicht sogar realistischer, vom Ende des Kaisertums: »Mit ihm wird auch das Imperium enden, denn, wenn er auch Nachfolger finden wird, so werden sie doch der durch die Römerkrone gewonnenen Kaiserwürde beraubt sein.«¹⁰ Immerhin sollten bis zur nächsten Kaiserkrönung im Jahre 1312 noch mehrere Jahrzehnte vergehen; Friedrich war, wenigstens vorläufig, der letzte Kaiser.

Gleichzeitig häuften sich im Volk die Zweifel an Friedrichs Tod. Mehrfach tauchten nach 1250 »falsche Friedriche« auf, sie belebten die verschiedensten Regionen des Reiches, sogar Sizilien. Von Salimbene bis zu Heinrich von Langenstein im ausgehenden 14. Jahrhundert ließen sich in nahezu jedem Jahrzehnt Zeitgenossen finden, die an die leibhafte Rückkehr des Kaisers glaubten und damit ihrer Hoffnung auf das Erscheinen des Frieden und Gerechtigkeit verheißenden Endkai-

sers Ausdruck verliehen. Zahlreiche Legenden rankten sich um den Tod dieses letzten Kaisers und sein Nachleben. Die kirchliche Überlieferung versetzte ihn und seine Nachkommen in den Ätna, den Sitz des Teufels; die Ghibellinen versuchten hingegen, seine namensgleichen Enkel und Urenkel aus der weiblichen Linie, vor allem Friedrich den »Freidigen« von Thüringen und Meißen, Sohn der legitimen Friedrich-Tochter Margarethe, oder auch Friedrich III. von Sizilien, Sohn Peters III. von Aragon und der Manfred-Tochter Konstanze, als dritten Friedrich für das politische Ziel der Weltherrschaft zu instrumentalisieren. Besonders beeinflusste natürlich das päpstliche Absetzungs-urteil mit der Verurteilung Friedrichs als Ketzer die nachfolgende Geschichtsschreibung. Der Florentiner Guelfe Giovanni Villani beschimpfte den Verfolger der Kirche als apokalyptisches Tier, und selbst in der Dichtung des imperialistisch gesinnten Dante Alighieri finden wir Friedrich im Inferno in den Feuersärgen der Ketzer (Inferno 10, 119). Symptomatisch für alle Widersprüchlichkeiten ist, daß sich die Sage erstaunlich früh des entrückten staufischen Kaisers bemächtigte. Selbst in der entlegenen Reichsburg Kyffhäuser, nicht mehr im fernen Süden oder auf dem heimischen Hohenstaufen, glaubte man im 15. Jahrhundert den schlafenden Kaiser, der eines Tages wiederkehre, um die Kirche zu reinigen und das Reich zu erneuern. Erst im 16. Jahrhundert wurde diese Sage dann, so wie wir sie heute kennen, auf Friedrich Barbarossa übertragen.

Wie lassen sich nun diese Erwartungen und Hoffnungen der Zeitgenossen, die mit diesem letzten mächtigen Kaiser verbunden waren, mit unserer Suche nach dem Untergang des Stauferreiches vereinbaren? Gert Melville äußerte vor einigen Jahren seine gravierenden Bedenken gegenüber einer unreflektierten Übertragung neuzeitlicher Begriffe wie Niedergang, Untergang und Fortschritt auf das Mittelalter als Erklärungskategorien für heute als negativ oder positiv empfundene Geschichtsverläufe; er ging sogar soweit, dem Mittelalter ein Niedergangsbewußtsein vollkommen abzusprechen.

Nach der Durchsicht der Quellen muß wohl auch für das Stauferreich gelten, daß die zeitgenössische Geschichtsschreibung das Phänomen Untergang oder Niedergang kaum thematisierte. Zwar genießt es der schadenfreudige Salimbene einige Jahrzehnte später, die staufischen »Mißgeschicke« in anekdotischer Breite aufzuführen, aber an-

statt von Untergang spricht er von Mißgeschicken und vom damals offensichtlichen Ende des Kaisertums. Die Zeitgenossen akzentuierten indessen die mythische Überhöhung, sei es des »letzten Kaisers« oder des teuflischen Zerstörers der Christenheit; sie schufen den Mythos vom Zukunftskaiser und den Mythos vom Antichristen. Eng damit verbunden waren Endzeitangst und Wendehoffnung. An Endkaisertum und Endzeiterwartung entzündete sich die außerordentlich widersprüchliche Beurteilung des staufischen Herrschergeschlechts. Und dies hatte Auswirkungen auf die spätere Beurteilung der Staufer, vor allem im Zusammenhang mit ihrem mutmaßlichen »Untergang«.

IV. Wertungen der Historiker vom 19. Jahrhundert bis heute

Das Bild der Staufer war in der Geschichte einem kontinuierlichen Wandel unterworfen. Dieser Wandel betraf neben dem Wissen über die Staufer vorwiegend deren Bewertung durch die Nachwelt. Das Wissen hat sich im Laufe der Jahrhunderte verfestigt und durch die Forschung vermehrt. Die Bewertungen waren jedoch Ausdruck eines sich wandelnden Zeitgefühls. Anschaulichstes Beispiel ist die Einbindung der Staufer in die nationale Geschichtsauffassung.

Es muß nicht eigens betont werden, daß die Staufer sich selbst und ihre Herrschaft keineswegs als nationale Angelegenheit betrachteten. Das *Regnum Teutonicum* war für sie eine selbstverständliche Realität, eine wichtige Basis für das weitaus höher eingeschätzte *Imperium Romanum*, das sie allein sakralisierten und als Ausdruck einer höheren Bestimmung beanspruchten. Die staufischen Geschichtsschreiber, allen voran Otto von Freising und sein vertrauter Notar Rahewin, vertreteten die Staufer deshalb nicht nur in der Reichsgeschichte, erst die Welt- und Heilsgeschichte gab dem aus Schwaben stammenden Geschlecht seine Größe und seinen Ruhm. Aber darin wurzelte freilich auch eine besondere Tragik, nämlich der von nachfolgenden Generationen akribisch registrierte Untergang. Denn erst die Nachwelt vereinnahmte die Staufer gewissermaßen rückwirkend für die nationale Zielsetzung und bescheinigte dem staufischen Reich seinen unwiderstehlichen Untergang. Diese Tendenz konnte sich freilich erst mit der zunehmenden Bedeutung der Nationalgeschichte einstellen. Ansätze

dazu finden sich immerhin schon bei dem Kölner Kanoniker Alexander von Roes, der in seiner »Gedenkschrift über den Vorrang des Römischen Reiches« von 1281 das Vorrecht der Deutschen auf das Kaisertum (*imperium*) und die damit verbundene Vorherrschaft der Deutschen gegenüber den Italienern, ausgestattet mit dem *sacerdotium*, und den Franzosen, ausgestattet mit dem *studium*, verteidigte. Und diese Richtung hat vom Kurialen und konservativen Reformers Dietrich von Nieheim (ca. 1340–1418) über die Sagenpoesie Friedrich Rückerts und der Brüder Grimm bis zu den Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder Anhänger gefunden. Wortführer waren einflußreiche und geachtete Historiker: Friedrich von Raumer, Leopold von Ranke, Wilhelm von Giesebrecht und Karl Hampe. Sie alle akzeptierten das *Imperium* als einen allgemeinen Rahmen zur Aufwertung der deutschen Geschichte, als deren wichtigste Repräsentanten die Staufer galten.

Grundlage waren nicht nur das universale Kaisertum und die stauferische Weltherrschaftsidee, beides beliebte Themen der historischen Forschung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert und heftig diskutiert bis in die Gegenwart, sondern vor allem die negative Sicht auf die territorialstaatliche Zersplitterung des Spätmittelalters, eingeleitet durch den unglücklichen Zerfall staufischer Macht und das »schreckliche« Interregnum. Anknüpfungspunkt war »das alte Einheitsreich unter den deutschen Kaisern des Mittelalters«¹¹, das Staufertum als letztes Symbol nationaler Größe und Geschlossenheit. Aus diesem Blickwinkel argumentierte 1923 auch Oswald Spengler in seinem pathetischen Entwurf einer Weltgeschichte, der unter dem Titel »Der Untergang des Abendlandes« das historische Bewußtsein einer breiten Schicht von Bildungsbürgern prägte: »Wallenstein knüpfte unbewußt dort an, wo die Hohenstaufen aufgehört hatten.«¹² Und Karl Hampe bewunderte in seiner 1924 in Heidelberg gehaltenen Rektoratsrede Friedrich II. sogar als den »letzten jener deutschen Kaiser, der diesen Namen in vollem Umfange verdient, der, schon von den Zeitgenossen bezeichnet als das Wunder und der Umgestalter der Welt, in gewissem Sinne der Größte, zum mindesten die reizvollste und fesselndste Persönlichkeit unter unseren Kaisern war.«¹³ Einem solch großartigen Kaiser war im Mittelalter kein Nachfolger mehr gewachsen, der Niedergang war gewissermaßen vorprogrammiert.

dazu finden sich immerhin schon bei dem Kölner Kanoniker Alexander von Roes, der in seiner »Gedenkschrift über den Vorrang des Römischen Reiches« von 1281 das Vorrecht der Deutschen auf das Kaisertum (*imperium*) und die damit verbundene Vorherrschaft der Deutschen gegenüber den Italienern, ausgestattet mit dem *sacerdotium*, und den Franzosen, ausgestattet mit dem *studium*, verteidigte. Und diese Richtung hat vom Kurialen und konservativen Reformler Dietrich von Nieheim (ca. 1340–1418) über die Sagenpoesie Friedrich Rückerts und der Brüder Grimm bis zu den Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder Anhänger gefunden. Wortführer waren einflußreiche und geachtete Historiker: Friedrich von Raumer, Leopold von Ranke, Wilhelm von Giesebrecht und Karl Hampe. Sie alle akzeptierten das *Imperium* als einen allgemeinen Rahmen zur Aufwertung der deutschen Geschichte, als deren wichtigste Repräsentanten die Staufer galten.

Grundlage waren nicht nur das universale Kaisertum und die stauferische Weltherrschaftsidee, beides beliebte Themen der historischen Forschung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert und heftig diskutiert bis in die Gegenwart, sondern vor allem die negative Sicht auf die territorialstaatliche Zersplitterung des Spätmittelalters, eingeleitet durch den unglücklichen Zerfall staufischer Macht und das »schreckliche« Interregnum. Anknüpfungspunkt war »das alte Einheitsreich unter den deutschen Kaisern des Mittelalters«¹¹, das Staufertum als letztes Symbol nationaler Größe und Geschlossenheit. Aus diesem Blickwinkel argumentierte 1923 auch Oswald Spengler in seinem pathetischen Entwurf einer Weltgeschichte, der unter dem Titel »Der Untergang des Abendlandes« das historische Bewußtsein einer breiten Schicht von Bildungsbürgern prägte: »Wallenstein knüpfte unbewußt dort an, wo die Hohenstaufen aufgehört hatten.«¹² Und Karl Hampe bewunderte in seiner 1924 in Heidelberg gehaltenen Rektoratsrede Friedrich II. sogar als den »letzten jener deutschen Kaiser, der diesen Namen in vollem Umfange verdient, der, schon von den Zeitgenossen bezeichnet als das Wunder und der Umgestalter der Welt, in gewissem Sinne der Größte, zum mindesten die reizvollste und fesselndste Persönlichkeit unter unseren Kaisern war.«¹³ Einem solch großartigen Kaiser war im Mittelalter kein Nachfolger mehr gewachsen, der Niedergang war gewissermaßen vorprogrammiert.

Aber es gab auch Gegenmeinungen, die diese einseitige Glorifizierung nicht gelten ließen. Preußisch gesinnte Autoren des 19. Jahrhunderts, beispielsweise der stark rezipierte Publizist Gustav Freytag oder Heinrich von Sybel, engagierter Vorstreiter der kleindeutsch-protestantischen Historiker, betonten, daß die Stauer mit ihrem Drang nach Süden in die Irre gegangen seien. Aus der mangelnden Erfüllung der nationalen Aufgabe erklärte sich deshalb auch das staufische Scheitern. Und Sybel feierte anstatt der großen Kaiser Friedrich Barbarossa oder Friedrich II. sogar den Welfenherzog Heinrich den Löwen als den eigentlichen Helden der Nationalgeschichte. Besonders umstritten war bei einem solchen Blick auf die Stauer natürlich die Gestalt Friedrichs II., den Johannes Haller, einflußreicher national-konservativer Historiker der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, einfach als »Sizilianer« und »erste(n) Ausländer auf dem deutschen Thron«¹⁴ aus der deutschen Geschichte ausgliederte. Er könne – nach den Worten Hallers – »überhaupt kein deutscher Herrscher mehr genannt werden«.¹⁵ Dieses Urteil traf bekanntlich auf leidenschaftlichen Widerspruch, am wirkungsvollsten artikuliert von Ernst Kantorowicz, Mitglied des Heidelberger George-Kreises und selbst notgedrungen in »kaiserloser Zeit« lebend. Er verklärte sein Idol zum »Traum Deutschlands«, zum wichtigsten Vertreter des staufischen »Göttergeschlechts«, mit dem der »schöne freie Stolz der glücklichen Stauerzeit« ein Ende fand.¹⁶

In dieser überzogen positiven Sicht der Stauerzeit gründeten letztlich auch die Begriffe, mit welchen die älteren Weltgeschichten die gewissermaßen nachstaufische Zeit bis zur Reformation (die Jahre zwischen 1254 und 1521) kennzeichneten: »Ausgang des Mittelalters« bei Julius Pflugk-Hartung in der 1909 erschienenen Ullstein-Weltgeschichte, die »letzten Zeiten des Mittelalters« in Schlossers Weltgeschichte, »Auflösung des Reiches« in der Deutschen Geschichte von Dietrich Schäfer (1910) oder schlicht »Übergang zur neueren Zeit« in Dahlmann-Waitz' Quellenkunde zur deutschen Geschichte (8. Auflage 1912). Alle diese Begriffsprägungen orientierten sich am vielfach beklagten Zusammenbruch der universalen Gewalten, namentlich des Kaisertums, der angeblich »für das deutsche Volk« ausschlaggebenden Norm. So lamentierte die frühere deutsche Forschung über den nach 1250 verstärkt einsetzenden Regionalismus und Partikularismus, ohne

zu erkennen, daß diese anwachsenden Tendenzen bereits vorher eingesetzt hatten. Forscher diskreditierten die spätmittelalterlichen Territorialstaaten als typisch deutsche Fehlentwicklung, sie verurteilten die Regierungen schwacher Könige und den Egoismus der Fürsten, sie bedauerten das Fehlen eines leistungsfähigen Mittelpunktes im Reich und verwiesen beharrlich auf den eklatanten Niedergang des Kaisertums unter den nachstauischen Königen.

Übersehen wurden die zukunftsweisenden Elemente, die erst in der neueren Forschung wieder an Boden gewinnen. Auch diese Richtung ist im Prinzip nicht neu. Vorläufer dieser Richtung war mit gewissen Einschränkungen Jacob Burckhardt, der Friedrich II. bereits 1860 zum »erste(n) moderne(n) Mensch(en) auf dem Throne«¹⁷ machte. Vom dramatischen Untergang der Stauer ist in der heutigen Forschung nicht mehr viel übriggeblieben. Die neueren Ansätze akzentuieren die Bemühungen der Territorialherren zur Abschaffung der zahlreichen Mißstände im Reich, die zumindest in ihren eigenen Territorien vom Erfolg gekrönt waren, den Aufschwung der deutschen Städte im 13. Jahrhundert, die stark zunehmende Schriftlichkeit oder den Boom spätmittelalterlicher Universitätsgründungen.

Zwei Phänomene, welche die aktuelle Forschungssituation in Deutschland kennzeichnen, wirken sich hier aus: der Rückgang des nationalen Selbstverständnisses und die Betonung all der Kontinuitäten, die wir außerhalb der traditionellen Herrschaftsgeschichte finden. Trotzdem zeigten die Feiern zum 800. Geburtstag Friedrichs II. an Weihnachten 1994, wie gerne auch heute noch Italiener und Deutsche diesen mysteriösen Herrscher für sich und ihre Ziele vereinnahmten. Besonders gefährdet sind trotz der zeitgemäß kritischen Grundeinstellung immer noch die Biographen des »letzten« Kaisers, einprägsam greifbar im jüngsten Urteil David Abulafias, »daß nach seinem [Friedrichs] Tod das Heilige Römische Reich in eine lange Niedergangsphase geriet, aus der es sich erst wieder« mit Karl V. befreite.¹⁸ Aber auch wenn diese alte Ansicht, der Untergang der Stauer habe den Anbruch einer neuen (gleichsam schlechteren) Zeit heraufbeschworen, nur noch selten vertreten wird, so bleibt die Zäsur in der Mitte des 13. Jahrhunderts gemeinhin weiter bestehen. Begründet wird sie freilich weniger markant mit allgemeinen »Qualitätswandlungen« des täglichen Lebens, sei es das Entstehen von Familien-

namen, der Modewandel bei der Kleidung, die überregionale Mobilität oder das Spätmittelalter als Krisenzeit. Der ehemals tragische Untergang des Stauferreiches ist heute gleichwohl zu relativieren und wohl treffender als schrittweiser Zerfall staufischer Macht innerhalb eines in veränderter Form weiterbestehenden Reiches zu bezeichnen. Zugleich ist das Bewußtsein gestiegen, daß die kurzen widersprüchlichen Beschreibungen in den Quellen einen weiten Interpretationsspielraum bei der Suche nach den Gründen für die politischen Vorgänge um die letzten Staufer eröffnen.

V. Schlußbetrachtung

Wie ist der zu Beginn geschilderte Untergang der Staufer also letztlich zu beurteilen? Welche auslösenden Faktoren trugen zum effektiven Niedergang wenn nicht des Reiches, so doch des staufischen Hauses bei? Und wie wirkte die staufische Selbststilisierung auf die spätere Geschichtsschreibung? Die beste Erklärung bietet ein breit gestreutes Faktorenbündel:

Zahlreich sind die innenpolitischen Ansatzpunkte. Denken wir nur an die überdimensionale, kaum beherrschbare Vereinigung des Reichs mit dem Königreich Sizilien, an die begrenzte politische Amtsgewalt der Staufer, die bekanntlich die Erbllichkeit ihrer Herrschaft gegenüber den deutschen Fürsten nie formal durchsetzen konnten, oder an den Egoismus deutscher Fürsten, die über dem Ausbau der eigenen Territorien das Reich als Gesamtheit vergaßen. Hinzu kamen die kräftezehrende Außenpolitik, die zerstörerischen Attacken der Kurie mit der folgenreichen zweiten Bannung Friedrichs und dem Absetzungsdekret des Jahres 1245 ebenso wie das machthungrige Eingreifen westeuropäischer Mächte, insbesondere des Kapetingers Karl von Anjou in Italien. All diese politischen Faktoren beherrschten lange Zeit die Diskussion der deutschen Forschung. Im Vordergrund standen die deutlich greifbaren Konsequenzen für das Römische Reich; dazu gehören die Einengung der universalpolitischen Tendenzen der deutschen Könige im Mittelmeerraum, die Abtrennung Siziliens vom Reich und letztlich der Niedergang der Reichsherrschaft im Königreich Burgund.

Weitere endogene Faktoren sind mit dem Blick auf die Sozial- und

Wirtschaftsentwicklung zu ergänzen: der einschneidende Wandel im Wirtschafts- und Sozialgefüge, der sich mit dem Aufstieg der Städte vielschichtig bemerkbar machte, und das mangelnde Verständnis der traditionell orientierten Staufer für die innovative Kraft der oberitalienischen Städte, deren Wirtschafts- und Organisationskraft bisher nur vereinzelt als Ursache genannt wurde. Doch gerade diese Lombardenstädte verwandelten den »Triumphator« zuerst zu einem Besiegten.

Nicht zu unterschätzen sind schließlich die religiös-kulturellen Anstöße wie die im Volk virulenten Untergangsprophetien um Endzeitangst und Wendehoffnung oder die Sehnsucht nach einer geeinten Christenheit angesichts der Spaltung durch den verketzerten Kaiser. Keine Bedeutung dürften hingegen demographisch-naturwissenschaftliche Erklärungsmodelle besitzen; weder Bevölkerungsschwund noch klimatische Einbrüche lassen sich ausdrücklich nachweisen. Zu diskutieren ist freilich nach wie vor das Zusammenspiel der genannten Faktoren, die im Laufe der Geschichte vollkommen unterschiedlich gewichtet wurden.

Der Zerfall des Stauferreiches kann also (denken wir an das Römische Reich) kaum mit dem Untergang großer Reiche verglichen werden. Es war vielmehr der gleichsam zwingende Niedergang eines Geschlechts, weniger des ihm auf Zeit anvertrauten Reiches, und dieser Niedergang war eng mit dem zeitgenössischen Mythos um Kaiser Friedrich II. und seiner Interpretation verbunden. Die Zeitgenossen sahen vor allem den Mythos, den die Geschichtsschreiber der folgenden Generationen bereitwillig rezipierten. Gab er doch die Möglichkeit, die Staufer im Sinne eines eschatologisch faßbaren Endkaisergeschlechts zu überhöhen. Erst die Zeitgebundenheit von Forschung und historischen Urteilen kreierte im 19. und 20. Jahrhundert den tragischen Untergang, der heute im Sinne eines Übergangs in das von den Fürsten dominierte Spätmittelalter überwunden scheint. Aber vielleicht wird auch er wieder einmal aufleben, ebenso wie die nur in der Wahl der Perspektive differierenden Erwartungen um Endkaiser und Antichrist.

Anmerkungen

- 1 Horst Stern, *Mann aus Apulien*, München 1986, Neudruck 1988, S. 441 f.
- 2 Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, ⁴Stuttgart 1993, S. 617.
- 3 Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, hg. und übersetzt von Klaus J. Heinisch, Darmstadt 1968, S. 521; Philippus Mousket, *Historia regum Francorum*, hg. von Adolf Tobler (MGH SS 26), Hannover 1882, S. 718–821, hier S. 819.
- 4 Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, S. 520; Matheus Parisien-sis, *Chronica maiora*, hg. von F. Liebermann (MGH SS 28), Hannover 1888, S. 107–389, hier S. 213.
- 5 Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, S. 536.
- 6 Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, S. 551; Matheus Parisien-sis, *Chronica maiora*, S. 229 f.
- 7 Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, S. 525.
- 8 Die Chronik des Salimbene von Parma, bearb. von Alfred Doren, Bd. 1 (GdV 93), Leipzig 1914, S. 350–353; Salimbene de Adam OFM, *Cronica*, hg. von Oswald Holder-Egger, Hannover 1905–1913 (MGH SS 32), S. 341 ff.
- 9 Die Chronik des Salimbene von Parma, S. 351.
- 10 Ebenda, S. 357.
- 11 Karl Hampe, *Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt*, Stuttgart u. a. 1925, S. 6.
- 12 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Bd. 2, München 1923, Neudruck 1972, S. 1043.
- 13 Hampe, *Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt*, S. 6.
- 14 Johannes Haller, *Die Epochen der deutschen Geschichte*, zuerst 1922, Stuttgart, Berlin 1934, S. 81.
- 15 Ebenda, S. 81.
- 16 Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, S. 632, 524, 630.
- 17 Jakob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, Neudruck Stuttgart 1981, S. 29.
- 18 David Abulafia, *Herrscher zwischen den Kulturen. Friedrich II. von Hohenstau-fen*, Berlin 1991, S. 7.

Quellen und Literatur

Quellen

- Die Chronik des Salimbene von Parma, bearb. v. Alfred Doren, 2 Bde. (GdV 93 und 94), Leipzig 1914; kritische Edition: Salimbene de Adam OFM, *Cronica*, hg. von Oswald Holder-Egger, Hannover 1905–1913 (MGH SS 32)
- Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit, hg. und übersetzt von Klaus J. Heinisch, Darmstadt 1968

Darstellungen

- David Abulafia, Herrscher zwischen den Kulturen. Friedrich II. von Hohenstaufen, Berlin 1991
- Christoph Anz, Ein Rebell wider Willen? Joachim von Fiore und das Fortwirken seiner Geschichtstheologie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, in: Marie Theres Fögen (Hg.), Ordnung und Aufruhr im Mittelalter. Historische und juristische Schriften zur Rebellion (*Ius Commune*. Sonderhefte 70), Frankfurt am Main 1995, S. 163–183
- Ferdinando Bernini, Come si preparò la rovina di Federico II (Parma, la lega medio-padana e Innocenzo IV dal 1238 al 1247), in: *Rivista storica italiana* 60 (1948) S. 204–249
- Antonio Crocco, Federico II nella cronica di Salimbene, Napoli 1970
- Richard K. Emmerson/Bernard McGinn (Hg.), *The Apocalypse in the Middle Ages*, Ithaca and London 1992
- Odilo Engels, *Die Staufer*, 3. erweiterte Auflage Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1984
- Arnold Esch/Norbert Kamp (Hg.), *Friedrich II. Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Rom im Gedenkjahr 1994* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 85), Tübingen 1996
- Josef Fleckenstein, *Das Bild der Staufer in der Geschichte. Bemerkungen über Möglichkeiten und Grenzen nationaler Geschichtsbetrachtung* (Göttinger Universitätsreden 72), Göttingen 1984
- Othmar Hageneder, Weltherschaft im Mittelalter, in: *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 93 (1985), S. 257–278
- Martin Häusler, *Das Ende der Geschichte in der mittelalterlichen Weltchronistik* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 13), Köln, Wien 1980
- Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, 4 Stuttgart 1993
- Bernard McGinn, *Apocalypticism in the Western Tradition* (Variorum Collected Studies Series, CS 430), Aldershot 1994
- Gert Melville, Zur geschichtstheoretischen Begründung eines fehlenden Niedergangsbewußtseins im Mittelalter, in: *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema*, hg. von Reinhart Koselleck und Paul Widmer (Sprache und Geschichte 2), Stuttgart 1980, S. 103–136
- Hans Martin Schaller, *Das Relief an der Kanzel der Kathedrale von Bitonto*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 45 (1963), S. 295–312; danach in: *Stupor mundi*, 1966, S. 591–616; Ausgabe 1982, S. 299–324; jetzt auch in: H. M. Schaller, *Stauferzeit. Ausgewählte Aufsätze*, Hannover 1993, S. 1–23 mit Nachtrag 1992
- Theodor Schieder (Hg.), *Handbuch der europäischen Geschichte*, Bd. 2: Europa im Hoch- und Spätmittelalter, hg. von Ferdinand Seibt, Stuttgart 1987
- Ernst Schubert, *Einführung in die Grundprobleme der deutschen Geschichte im Spätmittelalter* (Grundprobleme der deutschen Geschichte), Darmstadt 1992
- Tilman Struve, *Utopie und gesellschaftliche Wirklichkeit. Zur Bedeutung des Friedens-Kaisers im späten Mittelalter*, in: *HZ* 225 (1977), S. 65–95
- Stupor mundi*. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen, hg. von Gunther Wolf (Wege der Forschung 101), Darmstadt 1966; 2., völlig neubearb. Auflage Darmstadt 1982

Die Zeit der Stauer. Geschichte – Kunst – Kultur. Katalog zur Ausstellung, 5 Bde., Stuttgart 1977–79 (bes. die Beiträge von Klaus Schreiner, Bd. 3, S. 249–262, Bd. 5, S. 521–579, und Arno Borst, Bd. 3, S. 263–274)